

14. Sonntag im Lesejahr B

„Nur mal schnell die Welt retten“

Lesung: Ez 1,28b-2,5
Evangelium: Mk 6,1b-6

„Ein Prophet ist nicht ungeehrt,
- es sei denn in seiner Heimat.“
Das hören wir heute aus dem Munde Jesu.

Dabei thematisiert er eine Erfahrung,
welche er mit vielen teilt,
die Gott vorher schon zu seinem Volk gesandt hat.

Jeremia etwa, einer der allergrößten Propheten
an einer Schlüsselstelle der Heilsgeschichte.

Der musste erleben,
dass seine eigene Sippe sogar Mordpläne gegen ihn schmiedete.
(Jer 11,24)

Joschija, der König, hört auf ihn,
Ebed-Melech, der dunkelhäutige Diener des Königs,
riskiert sogar alles für ihn
und wirft seinen ganzen Einfluss in die Waagschale, um ihn zu retten,
aber die eigenen Verwandten Jeremias
schämen sich so sehr für ihn,
dass sie ihn beseitigen möchten.

Auch von den Verwandten Jesu haben wir im Markusevangelium schon
gehört, dass sie sich für ihn schämten
und ihn mit Gewalt zurückholen wollten. (3,20)

So ist es nicht verwunderlich,
wenn das heutige Evangelium davon erzählt,
dass auch Jesus dieses Prophetenschicksal
in seiner Heimatstadt Nazareth widerfährt.

Nicht, dass es schlecht wäre, was Jesus lehrt, im Gegenteil:
Viele, die es hörten, staunen
und fragen: Woher hat er diese Weisheit?

Aber dann zählen sie auf,
warum dieser Jesus nichts Besonderes sein kann:
Weil er einer von ihnen ist.
Und weil sie ihn von Kindesbeinen an kennen.

Dem ganz Normalen trauen sie nicht zu, etwas Besonderes zu sein,
etwas, das in dem Fall sogar direkt von Gott kommen soll,
dem großen, unbegreiflichen, absolut transzendenten Gott.

Eigentlich ist das ziemlich typisch für uns Menschen:
Unsere Vorstellungen von Gott erwarten immer etwas Großes,
Geheimnisvolles, Wunderbares,
nichts Alltägliches.

Aber schon das Alte Testament weist darauf hin,
dass das ein Trugschluss ist.
Etwa in der wunderschönen Geschichte von Elija,
der Gott begegnen darf: (1Kg 19,11-13)

Da kam „ein starker, heftiger Sturm“ daher,
heißt es im 1. Buch der Könige,
„der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach.
Doch der Herr war nicht im Sturm.

Nach dem Sturm kam ein Erdbeben.
Doch der Herr war nicht im Erdbeben.
Nach dem Beben kam ein Feuer.
Doch der Herr war nicht im Feuer.

Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln.
Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel“

Im kleinen, im sanften, leisen Säuseln,
im wohltuend erfrischenden Lufthauch
nach der glühenden Hitze eines heißen Tages,
da erkennt Elija Gott.

Wenn's um Gott geht, da sind wir Menschen ja oft wie der
„Hans-guck-in-die-Luft“ aus dem Struwelpeter:
Vor lauter nach oben schauen sehen wir nicht,
was vor unseren Füßen liegt.

Dabei ist Gott uns immer näher,
als wir uns das überhaupt vorstellen können.
Die Frage ist nur, ob wir **ihm** das zutrauen
und **uns** die Mühe machen, richtig hinzuschauen,
weil wir sonst nur stur auf unseren Erwartungen beharren
und unveränderlich nach etwas Größerem Ausschau halten.

Aber selbst dann, wenn wir schon akzeptiert haben,
dass er - bildlich gesprochen -
nicht dauernd mit der großen, sechsspännigen Kutsche vorfährt,
wenn er mit uns reden will.

Wenn uns bewusst ist,
dass er uns in der Taufe gleichsam schon adoptiert hat,
wir damit also zu seiner Familie gehören
und deshalb jederzeit bei ihm vorsprechen können,
selbst dann spüren wir bisweilen doch in uns noch
recht hinderliche Relikte
jener ehrfurchtsvollen Erwartung an das Göttliche:

Z.B. ein Zögern, uns wegen einer Kleinigkeit an ihn zu wenden.
Irgendwo geistert da im Hinterkopf so eine Vorstellung herum,
dass er wohl dauernd irgendwo die Welt zu retten hat,
und wir ihn deshalb nicht auch noch
mit unserem Kleinkram belästigen sollten.

Ist das nicht - nur aus einem anderen Blickwinkel -
die gleiche Haltung wie sie die Leute in Nazareth an den Tag legen:

Sie sagen:
Unser Kleinkram, unser alltägliches Miteinander,
daraus kann nichts stammen, was von Gott kommt.
Und damit schieben sie ihn hinaus
aus dem wirklichen, alltäglichen Leben.

Und wenn wir unsere kleinen, alltäglichen,
vielleicht auch kindischen Probleme vor ihm verschlossen halten,
ihn da nicht mit hineinziehen wollen,
schieben wir ihn damit nicht auch hinaus aus unserem Leben?

Nein, Gott ist mein Vater. Er will mit meinem Leben zu tun haben.
Er will meine Sorgen teilen. - Kennen tut er sie ja sowieso schon.
Aber wenn ich ihn da mit ins Vertrauen ziehe,
dann ist das etwas, was uns verbindet.

Darum, sagen sie ihm doch jetzt einfach einmal,
was ihnen gerade so Gedanken macht.
Er ist daran interessiert,
selbst wenn er anderswo vielleicht grade mal wieder dabei ist,
die Welt zu retten.

Das macht er mit Links.
Rechts hat er für sie Zeit.
Sagen sie ihm in Gedanken jetzt einfach einmal frei heraus,
was sie gerade drückt, oder bewegt,
oder wie es ihnen geht.